

Was bringt uns Trump?

Zwei Muster zeichnen sich ab: Der neue Präsident schaut nur auf die eigenen Interessen, und er strebt Deals an, wann immer es ihm nützt



Paul Widmer

Der zukünftige amerikanische Präsident ist notorisch unberechenbar. Er ist das pure Gegenteil von seinem Vorbild Ronald Reagan. Folglich ist auch schwer zu sagen, was er tun wird. Nur eines weiss man: was er uns erspart hat, nämlich Hillary Clinton und die hochnäsige Machtanmassung einer unglaubwürdigen politischen Elite. Alles andere ist unklar. Wer das Gegenteil behauptet, pokert. Er projiziert entweder seine positiven Erwartungen oder seine Schreckensvisionen in den *President elect*. Denn was Trump sagt und twittert, gibt beim besten Willen kein zusammenhängendes Bild. Und die Zusammenstellung seines Kabinetts auch nicht.

Was also wird Donald Trump bringen? Wird er wie ein autoritärer, impulsiver Populist ohne jegliche Kohärenz regieren? Durchaus möglich. Oder wird er sich von der republikanischen Mehrheit einbinden lassen und auf eine traditionell konservative Linie einschwenken? Auch möglich. Oder wird er mit neuem Elan Schwung in die verkorkste Aus-

senpolitik seines Vorgängers bringen? Nicht ausgeschlossen. Aber das Geschoss kann weit ausserhalb des Zielfelds einschlagen.

Doch bei aller Unberechenbarkeit fallen zwei Muster in Trumps Äusserungen auf. Erstens wird er die amerikanischen Interessen in den Mittelpunkt seiner Aussenpolitik stellen. «America first», sagt er – und meint es auch. Vorbei die Zeiten, als die USA als «unverzichtbare Nation» oder als World-Champion von Demokratie und Menschenrechten glaubten, zur Erhaltung des Friedens auf der ganzen Welt intervenieren zu müssen. Die USA ziehen sich auf sich selbst zurück. De facto hat bereits Obama diese Entwicklung eingeleitet, verbal jedoch hat er meist das Gegenteil beteuert. Bei Trump werden Wort und Tat übereinstimmen.

Trump wird Amerikas Verteidigungskraft nicht abbauen. Im Gegenteil. Er wird sie stärken – aber nicht mehr über die halbe Welt verzetteln. Die Aufrechterhaltung einer Weltordnung interessiert ihn nicht. Seine Devise lautet: Amerika verteidigt nur sich selbst. Und seine strategischen Interessen. Fertig. Mit einer sogenannten Offshore-Strategie werden die USA aus dem eigenen Land heraus intervenieren, wenn ihre vitalen Interessen in Übersee gefährdet sind. Für Europa wird das grosse Konsequenzen haben. Die USA werden nicht mehr bereit sein, über zwei Drittel des Nato-Budgets zu finanzieren. Dafür werden sie die reichen Europäer, die ja in erster Linie von dieser

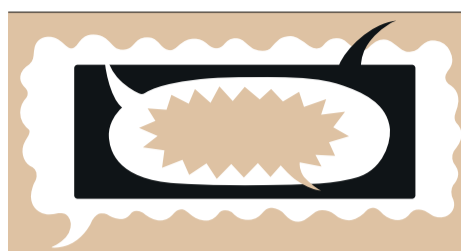


Ein direkter Draht zwischen dem Kreml und dem Weissen Haus könnte in festgefahrenen Konflikten wie in Syrien eine Wende herbeiführen. Das wäre immerhin etwas.

Organisation profitieren, zur Kasse bitten. Sind diese dazu bereit? Lassen wir die Frage mal offen, aber behalten eines im Hinterkopf: Schon heute trauen manche der Nato nicht mehr zu, die baltischen Staaten gegen einen russischen Angriff verteidigen zu können. Eines ist sicher: In den kommenden Jahren wird der Einfluss Russlands auf Westeuropa zunehmen – selbst ohne die hausgemachten Konflikte innerhalb der EU, die alles noch verschlimmern.

Hinzu kommt das zweite Grundmuster. Trump wird den Moralismus, der mit politischer Korrektheit die liberale Weltordnung überzieht, über Bord werfen. Keine Aufteilung mehr in Gut und Böses. Stattdessen lautet die Kernfrage: «Can we do business?» Das ist Realpolitik in Reinkultur. Trump wird Deals anstreben, mit wem immer er es für nützlich hält. Auch mit Leuten wie Putin, auch über die Köpfe der Europäer hinweg. Das birgt grosse Risiken, aber auch Chancen. Versuchen wir einmal, dem Ungewissen die positiven Seiten abzugewinnen. Ein direkter Draht zwischen dem Kreml und dem Weissen Haus könnte in festgefahrenen Konflikten wie in Syrien oder im Kampf gegen den Islamischen Staat eine Wende herbeiführen. Das wäre immerhin etwas. Aber die Deals müssen auch in eine Ordnung eingebettet sein. Und wie steht es um diese?

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



Showdown

Stefan Bühler

Einer der Bundesräte könnte heuer einmal einen Fehler eingestehen», schlug der Vizekanzler an der ersten Konferenz der Bundesrats-sprecher im neuen Jahr vor, «das wäre nicht nur ein guter Vorsatz, sondern auch etwas völlig Neues.»

Die Bundesratssprecher sahen sich entsetzt an. Was war nur in den Vizekanzler gefahren? Als Erste erfasste Bertschers Kommunikationschefin die Lage: «Mais oui, Parmelin könnte vor den Medien zugeben, dass er das Fliegerabwehrsystem Bodluc zu schnell abgeschossen hat», warf sie in die Runde. «Überhaupt nicht», gab Parmelins Sprecher zurück, «Ueli Maurer hat das Geschäft schlecht aufgegleist.» Das liess nun Maurers Sprecher nicht auf sich sitzen: «Verglichen mit der Harakiri-Strategie von Schneider-Ammann, Sommaruga und Burkhalter bei der Masseneinwanderungsinitiative ist Bodluc ein Musterbeispiel für good governance!» Sommarugas Sprecherin parierte: «Schneider-Ammann verschleppt die Fachkräfteinitiative seit Jahren!», «Burkhalters Feldzug für die fremden Richter ist viel schlimmer», fuhr Schneider-Ammanns Sprecher dazwischen. «Nicht so schlimm wie Sommarugas Oberlehrerinnen-Politik», blaffte Burkhalters Sprecher, «und überhaupt: Wo sind Leuthard und Berset in all diesen Diskussionen?»

Der Vizekanzler spürte: Die Stimmung drohte zu kippen. So machte er einen Versuch auf Güte: «Ihr habt alle recht: Unsere Regierung macht eine hervorragende Politik – man merkt es nur viel zu wenig. Deshalb müssen wir im neuen Jahr dem Volk und vor allem den Bundeshausjournalisten alles noch viel besser erklären. Ich schlage darum vor, dass wir beim Bundesrat einen Ausbau des Stellennetzes für Pressesprecher beantragen.» Dem Vernehmen nach wurde nie zuvor eine Idee in der Konferenz der Bundesrats-sprecher so begeistert aufgenommen.

Medienkritik

Die Eitelkeit der Journalisten



Michael Furger

Was tun wir Journalisten eigentlich? Man muss das in diesen Tagen wieder einmal festhalten. Oder vielleicht müsste die Frage lauten: Was sollten wir tun? Die Kurzantwort lautet: Journalisten sollen Geschichten erzählen. Das ist eine wunderbare Tätigkeit, es ist vielleicht die schönste überhaupt. Wir erzählen Geschichten über diese Welt, über Menschen, über das Leben, über grosses Leid und höchstes Glück. Mit Geschichten transportieren wir Informationen, die wir gesammelt haben, lenken die Aufmerksamkeit auf Unrecht, Missstände, Erfolge. Die Kraft einer guten Geschichte kann Dinge verändern.

Warum muss man das festhalten? Weil das Geschichtenerzählen von einer anderen journalistischen Disziplin bedrängt wird: der Selbstbespiegelung. In einer Geschichte ist der Journalist der Erzähler und nicht Teil der Story. In der Selbstbespiegelung geht es nur um ihn. So denken Journalisten derzeit laut über ihre Neujahrsvorsätze oder Kinder nach, schreiben offene Briefe an Prominente, gehen ins Kloster und schildern ihre Erkenntnisse oder fassen in Worte, was ihnen beim Pult-



Ist ein Journalist spannender als seine Story, ist die Story schlecht.

Aufräumen gerade durch den Kopf rauscht. Die Selbstbespiegelung ist ein Akt der Eitelkeit und vielleicht auch ein Grund, weshalb die Glaubwürdigkeit der Medien bröckelt.

Ein Fest der Selbstbespiegelung war das Jahr 2016. In den Augen vieler Journalisten ist so viel Schreckliches passiert, dass sie ständig in sich hineinhorchen mussten. Trump, Brexit, Terror, Zugverspätungen und natürlich das angebliche Versagen der Medien selbst – schlimm, ganz schlimm. Da staute sich etwas auf: Ärger, Ängste, Frust. Es musste irgendwie abgeführt werden. Andere nutzen dafür Facebook. Die Journalisten missbrauchen dafür ihr – meistens zahlendes – Publikum.

Das Praktische an der Selbstbespiegelung ist: Sie lässt sich weitgehend rechefrei umsetzen. Man muss nicht in die Kälte. Man muss mit niemandem sprechen, man muss keine langen Texte lesen. Man muss nur sich selbst spüren. Die Selbstbespiegelung ist auch kein Kommentar oder gar ein Leitartikel, wie man vielleicht vermuten könnte. Ein Kommentar besteht aus einer Meinung, die argumentativ hergeleitet wird. Eine Selbstbespiegelung ist bestenfalls eine Meinung ohne Argumente. Oft aber nur Geplauder oder Gejammer.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind nicht wichtig, wir sind nur Erzähler. Wir sind nie Teil der Geschichte. Ist ein Journalist spannender als seine Story, ist die Story schlecht. Wer gerne in sich hineinhört und es nach aussen tragen möchte, sollte Künstler werden. Journalisten sollten zuhören, was andere sagen.

Grenzerfahrung

Eine Hexe mit Geschenken



Barbara Hofmann

La Befana vien di notte con le scarpe tutte rotte col cappello alla romana Viva viva la Befana!

An den Feiern zum Erscheinungsfest zeigen sich im Tessin in diesen Tagen nicht nur die Heiligen Drei Könige, sondern auch die Befana, eine Hexe, deren Name sich von Epifania, dem Erscheinungsfest am 6. Januar, ableitet. Nicht das Christkind, sondern die Befana brachte bis vor wenigen Jahrzehnten die Geschenke im italienischsprachigen Raum. Der ursprünglich vorchristliche Mythos wurde zu einem Element des italienischen Volksglaubens und bringt eine heitere Widerständigkeit, eine kleine sympathische Rebellion in die christlich dominierte Weihnachtszeit. Und das in einem Kanton, in dem 70 Prozent der Bevölkerung der römisch-katholischen Kirche angehören.

Der Legende nach erfuhr die Befana die Geburt Jesu von den Hirten. Daraufhin wollte sie sich gemeinsam mit den drei Königen vom Stern von Bethlehem zur Krippe führen lassen. Da sie sich aber vorher noch schön machen wollte und sich als arme Frau

zu lange mit der Suche nach ordentlichen Röcken und Strümpfen sowie dem Umziehen beschäftigen musste, war der Stern über dem Stall von Bethlehem schon verschwunden. Deshalb fand sie das Neugeborene nicht mehr. Es gab ja damals noch keine Apps, die einem vorgeben, wie man seine Tage strukturiert, die Abläufe verbessert und zeiteffizienter macht, und die einen an unangenehme, aber notwendige Dinge erinnern.

Seither fliegt die Befana am 6. Januar von Haus zu Haus und wirft nach dem Gesskannenprinzip allen Kindern Geschenke in den Kamin, in der Hoffnung, das Jesuskind sei vielleicht darunter. Deshalb stellen die Kinder Schuhe unten in den Kamin oder hängen Strümpfe darin auf.

Die Kleider der Befana sind zerrupft, und ihre Schuhe haben von der ewigen Suchreise Löcher. Aber sie trägt «einen Hut nach römischer Art». Gemäss einem 1793 in Nürnberg erschienenen «Iconographischen Lexicon» durfte zur Zeit der Römer nur ein Sklave, der sich seine Freiheit erworben hatte, einen solchen Hut tragen. Allem Hexenglauben eigen ist die Betrachtung der Hexe als Antipodin zum religiösen Glauben, als Frau, die sich vom Verhaltenskodex der Gesellschaft befreit hat und sich deshalb den Zorn der Kirche zuzieht. Papst Paul VI. bezeichnete noch 1975 die Feministin, Politikerin und spätere EU-Kommissarin Emma Bonino als Hexe, nachdem sie das italienische Informationszentrum für Sterilisation und Abtreibung gegründet hatte.

Barbara Hofmann lebt seit über 25 Jahren als freie Journalistin im Kanton Tessin.